

Die Jagd nach Welle X

Autor(en): **Mühlen, Hermynia zur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 24

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE JAGD NACH WELLE X

RADIO-KRIMINALROMAN VON
HERMYNIA ZUR MÜHLEN

6. Fortsetzung

Copyright by Hermynia Zur Mühlen, Frankfurt a/M

«Gern geschehen. Aber seien Sie vorsichtig, Herr Brand. Was der eine nicht tut, tut vielleicht ein anderer. Nehmen Sie sich in acht.»

Er saß noch eine Weile und ging dann, seine Warnung nochmals wiederholend.

Hugo Brand aber holte aus der Schreibtischlade seinen Revolver hervor, putzte und lud ihn.

Jetzt schien die Sache ernst zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Doktor Scholz versteht einen alten Cognac nicht zu würdigen.

Vroni Hofer wischte sich die Augen und die kleine rotgeweinte Nase und sagte, noch immer schluchzend:

«Knall und Fall hat er mich entlassen, der Lump, der elendige. Aber ich laß mir das nicht bieten, ich geh zum Arbeitsgericht, ich...»

Frau Hofer nahm die Schüssel vom Herd und betrachtete sorgenvoll ihre jüngste Tochter.

«Und wir waren so froh, daß wenigstens du Arbeit hast, Vroni. Bestimmt hast du dir was zuschulden kommen lassen; ich kenn' doch dein Frehmaul. So eine schöne Stelle. Ich hab dir doch immer gesagt, du bist dort die Jüngste, bist nur ein Küchennädel, sei schön bescheiden; sicher hast du wen geärgert.»

«Ich war sanft und bescheiden wie ein Engel!», verteidigte sich die Tochter. «Du kannst ja die Köchin fragen und das Stubenmädchen und den Diener. Alle haben sie mich gern gehabt. Aber der Herr, das ist mir der rechte.»

Sie schneuzte sich abermals.

Frau Hofer kam ein peinlicher Gedanke; sie warf der hübschen Siebzehnjährigen einen forschenden Blick zu.

«Es wird doch nicht...? Vroni, du hast doch nicht...?» Die Kleine lächelte ärgerlich.

«Ach was, du denkst immer nur an eins, Mutter. Vom Herrn aus könnt ich noch immer den Jungfernkranz tragen. Nein, da steckt was ganz anderes dahinter. Etwas sehr Ernstes.»

«Ja, warum sagst du's dann nicht?»

«Weil ich versprochen habe, zu schweigen.»

«Wem hast du es versprochen?»

«Auch das darf ich nicht sagen.»

Vater Hofer, der abgebaute Straßenbahnschaffner, legte die Pfeife fort, spuckte in den Herd und sagte streng:

«Wenn du nicht gleich redest, Vroni, setzt's etwas.»

«Und wenn ihr mich tötet und wenn der Herr Doktor mich ins Gefängnis werfen läßt, ich schweige wie das Grab», rief Vroni pathetisch und nahm eine Märtyrerpose ein; — sie war eine leidenschaftliche Kinobesucherin.

«Ins Gefängnis!», stammelte Frau Hofer. «Um Gottes willen, Kind, du hast doch nicht gestohlen?»

«Aber, Mutter, wie kannst du mir so was zutrauen? Nein, wenn wer ins Gefängnis gehört, so ist das der Herr Doktor selber, der Lump, der elendige. Aber ich zahl's ihm heim, ich laß mir das nicht gefallen. Und ich weiß auch schon, was ich mach.»

«Gar nichts wirst du machen», wettete Vater Hofer.

«Eine andere Stelle wirst du dir suchen. Und zwar sofort, verstanden.»

Vroni nickte.

«Freilich, das auch. Sei nur nicht gleich so böse, Vater. Wenn ihr wüßtet, was ich weiß!»

Sie verstummte geheimnisvoll und begann ihren Koffer auszupacken. Die Eltern sahen ihr schweigend zu.

Plötzlich rief die Mutter verblüfft:

«Was hast du denn da für eine Samtschachtel, Vroni?»

Die Kleine versuchte vergeblich, das Etui verschwinden zu lassen; der alte Hofer stürzte sich wie ein Raubvogel darauf und öffnete es hastig. Auf dem dunkelblauen Samt glänzte ein großer Rubinring.

«Vroni!»

«Also doch!», brüllte der alte Hofer außer sich. «Meine Tochter ist eine Diebin!»

«Das ist nicht wahr. Den Ring habe ich von der gnädigen Frau bekommen.»

«Du lügst.»

«Du wirst ihn sofort zurückbringen, verstehst du.»

«Ich schwör euch bei meiner Seligkeit, daß ich den Ring nicht gestohlen habe», sagte die Kleine ernst. «Die gnädige Frau hat ihn mir gegeben. Und der Herr Doktor weiß nichts davon. Er hat mich nicht deshalb entlassen.»

«Sag die Wahrheit, mein Kind!», bat die Mutter sanft.

«Das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit. Und mehr kann ich euch nicht sagen. Ihr müßt mir glauben. Und wenn alles herauskommt, werdet ihr mich um Verzeihung bitten und mir sagen, daß ich recht gehandelt habe.»

Sie nahm dem Vater den Ring fort.

«Ich wollt ihn ja gar nicht haben, hätte es auch so getan, weil die Frau...»

Sie verstummte und preßte die Lippen aufeinander.

Die Eltern seufzten. Sie kannten die Tochter; wenn sie dieses Gesicht machte, war aus ihr nichts mehr herauszubringen.

Hugo Brand schlenderte verstimmt durch die erhellten Straßen. Wieder war ein Tag vergangen, ohne ihm Nachricht vom Pfarrer oder von Dela Scholz gebracht zu haben. Er begriff es nicht. Am Morgen hatte er dem Pfarrer einen Eilbrief geschrieben, aber auf diesen konnte er erst übermorgen eine Antwort erhalten. War der alte Mann kränker geworden? War ihm etwas zugestoßen? Wenn auch übermorgen kein Brief kam, wird er wohl zum Pfarrer fahren müssen. Aber erst muß er von Dela gehört haben. Sein Brief an sie war so geschrieben, daß er eine Antwort forderte. Weshalb kam sie nicht?

Ganz in Gedanken versunken, blieb er in einer Menschenmenge stehen, die einen fliegenden Händler umringte. Ein baumstarker Kerl drängte sich an ihn heran. Hugo Brand wich ihm unwillkürlich aus. Aber der lange Kerl folgte ihm und brüllte plötzlich:

«Was stoßen's denn so, Sie Drecknazi, verfluchter!»

«Entschuldigen Sie», entgegnete Hugo Brand laut, «ich habe Sie nicht gestoßen, und ich bin auch kein Nationalsozialist; das dürfte mir aus bestimmten Gründen schwer fallen.»

Eine dicke Frau schob sich vor.

«Geben's eine Ruh hier, verderben's nicht das Geschäft!», kreischte sie und hob die große rote Hand. Der Straßenpolitiker machte sich eilend aus dem Staub, und Hugo Brand schritt weiter.

Er bog von den belebten Straßen ab und gelangte in die engen dunklen Gäßchen, die sich rings um die Liebfrauenkirche ziehen. Vom Turm schlug es sechs. Unwillkürlich hob Hugo Brand die Augen zu den beiden hohen Türmen, die im Winterhimmel verschwammen. Er liebte diesen Bau, an den sich seine ersten Kindheitserinnerungen knüpften. Dieser Dom hatte etwas von dem rauhen Eigensinn der Stadt, ihrem Selbstgefühl und ihrer derben Gutmütigkeit; er hätte an keinen andern Ort gepaßt, schien dem Boden, auf dem er stand, entwachsen zu sein. Die eine Pforte war offen, und aus dem Innern drangen gedämpftes Licht und leise Orgelklänge.

Der Platz war verödet.

Hugo Brand lauschte dem Spiel der Orgel und merkte gar nicht, daß hinter ihm Schritte auftrönten.

Eine baumstarke Gestalt pflanzte sich plötzlich vor ihm auf:

«Was machst du da vor der Kirchen, elendiger Roter!»

brüllte eine heisere Stimme.

Hugo Brand blickte hastig auf. Vor ihm stand der Mann, der ihn vorhin beschimpft hatte.

«Sie sind betrunken, mein Freund!», sagte Hugo Brand gelassen und fuhr mit der Hand in die Tasche.

«Was bin ich, Sie Haderlump? Betrunken? Sagen's das noch einmal, dann können Sie was erleben.»

Die Orgeltöne erhoben sich zu einem Crescendo. Hugo Brand lachte.

«Erst nennen Sie mich einen Nazi und dann einen Rotten, da stimmt etwas nicht. Aber vielleicht genügt Ihnen diese Antwort.»

Der kleine tückische Lauf eines Revolvers wurde sichtbar. Der Mann fuhr erschrocken zurück.

«Ich hab's ja nicht so böse gemeint!», stammelte er. «Ein armer Arbeitsloser... die Verzweiflung...»

Den Revolver noch immer auf den Mann gerichtet, erwiderte Hugo Brand gelassen:

«Erstens sind Sie kein Arbeitsloser und zweitens fangen Sie die Sache äußerst dumm an. Sagen Sie Ihrem Arbeitgeber, daß ich einen Revolver bei mir trage und daß auch noch andere von Ihrem Vorhaben wissen. Wenn mir etwas zustößt, so werden Sie verhaftet, mein Freund. Merken Sie sich das.»

Der Mann brumpte etwas Unverständliches und war mit einem Satz in dem dümmrigen Innern der Kirche verschwunden.

Hugo Brand steckte den Revolver zurück, ließ aber die Hand in der Tasche. Er schritt rasch aus; trotz allem Mut und aller Kaltblütigkeit empfand er den Wunsch, in eine belebtere Gegend zu gelangen. Also hatte der einstige Jongleur die Wahrheit gesprochen; jemand wollte ihn aus dem Weg räumen, zumindest für eine gewisse Zeit. Was aber sollte während dieser Zeit geschehen? Weshalb sollte er unschädlich gemacht werden?

Er bog in eine der Hauptstraßen ein; die Lichtreklamen leuchteten, die großen Bogenlampen erhellten taghell die Straße und die vorüberflitzenden Autos. Ein grünes Auto fuhr langsam durch das Gedränge. Der Verkehrspolizist hob die Hand. Das Auto hielt, und nun erkannte Hugo Brand Dela Scholzens Auto und sah durch die Fenster Scheiben Dela selbst, in ihrem berühmten Hermelinpelz, um den sie von allen weiblichen Bekannten beneidet wurde. Sie hatte den Pelzkragen hoch aufgeschlagen und schien zu frieren, denn sie hielt sich den kleinen Hermelinmuff vors Gesicht.

Hugo Brand schlängelte sich mit Todesverachtung durch die Wagenreihe bis an das Auto heran.

«Dela!», rief er. «Frau Dela!»

Dela schien seine Stimme gehört zu haben. Noch immer mit der einen Hand den Muff festhaltend, winkte sie mit der andern. Auch Scholz, der am Steuer saß und merkwürdig blaß aussah, winkte freundlich und rief:

«Hallo, Brand!»

Der Verkehrspolizist gab ein Zeichen, das grüne Auto setzte sich in Bewegung; Scholz rief etwas, das im Rattern des Motors unterging, und Dela winkte noch einmal zurück. Dann war der Wagen verschwunden.

Hugo Brand kehrte beruhigt nach Hause. Also hatte Scholz dennoch die Wahrheit gesprochen: Dela war mit ihm ausgesöhnt. Es ging ihr soweit gut, daß sie bereits wieder ausfahren konnte. Ja, die Ruhe schien ihr sogar gut getan zu haben; sie hatte etwas weniger schlank und zart ausgesehen. Freilich konnte das auch auf den dicken Pelz zurückzuführen sein. Dafür aber hatte Scholz einen fast erschreckenden Eindruck gemacht, totenblaß, mit eingefallenen Wangen und wie im Fieber glänzenden Augen. War ihm die Sache mit seiner Frau tatsächlich so nahe gegangen? Verborg er hinter seinem banalen Äußern eine zarte Empfindsamkeit, eine starke Liebesfähigkeit? Wieder einmal, wie so oft, seufzte Hugo Brand bei dem Gedanken, wie unmöglich es sei, einen Menschen wirklich zu kennen, hinter die Maske zu dringen, die ihm die Natur, oder er sich selbst, vor das Gesicht gebunden hat.

Also mit Dela war alles in Ordnung; das wird er dem Pfarrer heute noch schreiben. Aber... Hugo Brand blieb mitten auf der Straße stehen und lachte über sich selbst. Das Zusammentreffen mit den Scholzens hatte in ihm ein seltsames Gefühl hinterlassen. Als ob irgend etwas nicht stimmte, aber was? Seine Augen hatten Dela gesehen, seine Ohren hatten Scholzens Worte gehört, und dennoch war ihm zumute, als dürfe er seinen Sinnen nicht trauen, als habe dem Auto und seinen Inassen etwas Unwirkliches angehaftet. Unsinn, wie kann er nur so töricht sein? Man darf sich nicht solchen Phantastereien hingeben. Er versuchte folgerichtig zu denken: was hat in



"EINE ZAHNPASTA
die ich nicht mehr missen wollte...
und überdies zu einem annehmbaren Preis!"

● "Man macht mir oft Komplimente für die blendend weisse Farbe und den Glanz meiner Zähne... Gewiss, denn ich war, bezüglich meiner Zahnpasta, immer sehr anspruchsvoll... Heute verwende ich nur noch Listerine Zahnpasta, die mich besser als jede andere befriedigt".
Listerine Zahnpasta verdankt ihre Zahnsteinlösende Eigenschaft speziellen, auf wissenschaftlicher Basis begründeten Elementen. Die Wirkung ist eine dauernde und schafft für die Zähne gesunde Lebensbedingungen. Jede Spur des Rauchs oder anderer Entfärbung bringt Listerine Zahnpasta rasch zum Verschwinden, wobei sie den Zähnen sofort und auf die Dauer die blendend weisse Farbe wiedergibt. Sie hinterlässt im Munde ein ausserordentlich angenehmes Gefühl der Frische.
Bedenken Sie auch, dass die Einstellung anderer zu Ihrer Person sehr vom Aussehen Ihrer Zähne beeinflusst wird. Glauben Sie ja nicht, dass es nicht bemerkt wurde, wenn Sie trübe Zähne hatten.
Die Listerine Zahnpasta wird zu einem Preise verkauft, der zweimal billiger ist als derjenige anderer Zahnpasten von Qualität. Mit ihr können Sie jährlich Fr. 12. ersparen und dabei blendend weisse Zähne und gesundes Zahnfleisch haben. Die grosse Tube nur Fr. 1.50.

● Die Fabrikanten der Listerine Zahnpasta empfehlen Ihnen die Pro-phy-lac-tic Zahnbürste.

LISTERINE
ZAHNPASTA

Engros: PAUL MULLER A. G., Sumiswald



neu besser billiger

pata sugo

EIER-TEIGWAREN
Spaghetti oder Hohnüdeli der bekanntesten Fabriken der Schweiz. — Dazu eine fixfertige SAUCE

die Feinschmecker begeistert, enthaltend Tomaten, Steinpilze, Zwiebeln, Knoblauch, Sellerie, Bouillon und Fleisch. Alle Zutaten sind drin. Nur aufkochen — über die getrennt gekochten Spaghetti gießen.

pata sugo

550 gr brutto, ein währschaftes Essen für 4 Personen **85Rp**

Alle guten Lebensmittelgeschäfte werden pata sugo führen. Wo nicht erhältlich, Bezugsquellen-nachweis durch die Fabriken: Ostschweiz mit Zürich u. Graubünden: Robert Ernst A.-G., Kradolf/Thurg.; übrige Schweiz: Teigwarenfabriken A.-G. Wenger & Hug, Gümligen (Bern)

Althaus, Zürich

ihm den befremdenden Eindruck erweckt? Scholz? Gesicht? Nein, das war es nicht. Die Tatsache, daß Dela nicht das Fenster heruntergelassen und nicht mit ihm gesprochen hatte? Nein, auch das nicht, sie hatte ja nicht wissen können, in welchem Augenblick der Weg freigegeben würde, und außerdem schien sie zu frieren und fürchtete vielleicht die kalte Luft.

Er vergenwärtigte sich den kurzen Augenblick, da er neben dem Auto gestanden hatte, rief sich Delas Bild im Hermelinpelz in die Erinnerung zurück. So hatte er sie früher häufig gesehen, ein wenig verfroren, das war sie immer, den Kragen hochgeschlagen, so daß nur die schmale Nase hervorguckte, die kleinen Hände im Muff... Die kleinen Hände... Jetzt wußte Brand, was ihm fremd erschienen war: die Gebärde des Winkens. Dela hatte etwas schwerfällig gewinkt, es waren nicht ihre gewöhnlichen, anmutig leichten Bewegungen gewesen. Aber freilich, das konnte viele Gründe haben: dicke Handschuhe, Müdigkeit... Und dann, hatte er Dela früher je winken gesehen? Er konnte sich nicht daran erinnern.

Er lachte sich abermal aus: ich sehe am helllichten Tag Gespenster. Das geht so nicht weiter. Entweder der Fall ist in den nächsten vierzehn Tagen erledigt, oder ich gebe ihn auf. Ich habe auch nicht die geringste Lust, mich mit Riesen herumschlagen zu müssen und vielleicht von der einen oder andern Partei als Opfer feierlich bestattet zu werden. Ich werde heute bei den Weiners einen Besuch machen, es ist ohnehin ihr Empfangsabend, um etwas über Dela Scholz zu erfahren. Auf diese Art werde ich wenigstens das merkwürdige Gefühl los, das ich vernunftgemäß nicht begründen kann.

Als er sich bereits ganz in der Nähe seiner Wohnung befand, trat ein hübsches junges Mädchen auf ihn zu.

«Bitte», stammelte es verlegen, «ich möchte... ich...»

Hugo Brand sah die Kleine mitleidig an.

«Nein, mein Kind», erwiderte er sanft.

«Ich... aber ich muß...»

Er zog ein Zweimarkstück aus der Tasche:

«Geh heim», sagte er und schritt rasch weiter.

Die Kleine blieb stehen und starrte ihm verblüfft nach. Einen Augenblick schien es, als wollte sie hinter ihm herlaufen, dann überlegte sie es sich anders. Sie blickte auf das Zweimarkstück in ihrer Hand und stampfte plötzlich mit dem Fuß.

«Pfui Teufel!», schimpfte sie vor sich hin. «Der hat mich für so eine gehalten!» Und das Geldstück flog im Bogen auf die Straße. Zwei Minuten später aber suchte sie es wieder und war hoch erfreut, als sie es endlich fand. Wenn man arbeitslos ist, wirft man nicht mit Zweimarkstücken umher.

*

Bei den Weiners war, wie jeden Donnerstag, großer Empfang, und wie jeden Donnerstag fragten sich die Gäste insgeheim, weshalb sie eigentlich zu dieser langweiligen Veranstaltung gekommen waren.

Frau Weiner sah jünger und frischer aus als je; sie ließ ihren Grafen nicht von der Seite und duzte ihn bereits ganz offen vor aller Welt. Der alte Herr schien etwas verlegen; aber er suchte und fand Trost bei dem berühmten alten Kognak, von dem der selige Weiner, der zwar Bier gebraut, aber nie getrunken, einen großen Vorrat im Keller gehalten hatte.

Hugo Brand fand kaum Zeit, mit der Hausfrau zu sprechen; es kamen immer neue Gäste, die sie begrüßen mußte. Der junge Weiner machte einem hübschen Mädchen — Porzellan und Glas — den Hof und hatte ebenfalls keine Zeit für Brand. Der setzte sich schließlich zu dem alten Grafen Reichenau, trank mit ihm Kognak und ließ sich von der vergangenen Herrlichkeit erzählen, als wir noch einen König hatten und es eine wirkliche Gesellschaft gab.

Gegen halb zehn erschien Doktor Scholz. Er sah viel wohler aus, als am Nachmittag und machte einen zufriedenen Eindruck.

«Dela läßt grüßen», sagte er seiner Schwiegermutter.

«Sie hat sich im letzten Augenblick, sie war schon angekleidet, dennoch entschlossen, lieber ins Bett zu gehen.»

Frau Weiner lachte.

«Du dürftest ihr wirklich nicht alle Launen durchlassen, Robert.»

«Ich bin ja so froh, daß es ihr endlich mit den Nerven besser geht. Heute sind wir spazierengefahren. Sie wollte es selbst. Ach, da ist ja Brand. Servus, warum sind Sie heute nachmittag nicht zu uns eingestiegen? Dela hat Ihnen doch gewinkt.»

«Sie führen so schnell wieder los», erwiderte Brand.

«Und Frau Delas Winken konnte ich doch nicht als Aufforderung betrachten.»

«Das habe ich ihr gleich gesagt, aber sie war ganz beleidigt.»

«Das tut mir leid. Darf ich morgen kommen und mich bei ihr entschuldigen?»

«Rufen Sie lieber vorher noch einmal an; wenn das Wetter so schön bleibt, machen wir eine längere Tour hinaus aufs Land.»

Der Arzt griff nach der Kognakflasche, goß sich ein Glas voll und schüttete das Getränk hinunter.

Der alte Graf betrachtete ihn mißbilligend:

«Aber, lieber Scholz», sagte er vorwurfsvoll, «wie kann man diesen erlauchten Jahrgang hinabschütten, als ob er irgendein Fusel wäre.»

Doktor Scholz wurde verlegen, und Hugo Brand dachte: merkwürdig, was für Snobs die Menschen doch



Ein seltenes Dokument aus dem Zürcher Staatsarchiv:
Die Initial-Miniatur eines Ablassbriefes.

Sechzehn römische Kardinäle erteilen der Liebfrauenkapelle im Pflasterbach bei Regensburg Ablass. Die schönen Miniaturen in kunstvoller Zeichnung und leuchtenden Farben dürften von einem süddeutschen Maler stammen

ARCHIV IM LICHT

Oeffentliche Benützung der Archive ist so sehr eine Erungenschaft der neuesten Zeit, daß die populäre Vorstellung das Archiv noch immer mit geheimnisvollem Dunkel und Modergeruch umgibt. Dieser Begriff der Heimlichkeit und Verborgenheit hatte wirklich Zeit, sich festzusetzen, gründet er sich doch auf die Tatsache, daß die vornehmste Aufgabe der Archive jahrhundertlang darin bestand, einen Hort von Privilegien zu hüten. Privilegien sind Sonderrechte im Gegensatz zur Verallgemeinerung, in der wir heute das Recht zu sehen gewohnt sind. Bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts rieselte der Privilegiensegen, sachter und immer sachter zwar, von der höchsten Stufe der kaiserlichen und päpstlichen Macht über alle Mittelstufen zum niedrigeren, kaum aber zum niedrigsten Dasein hinunter.

In Klöstern und Schlössern fanden und finden sich die größten Reichthümer an Urkunden und Akten, Urbarien und Kopialbüchern (neben künstlerischen Erzeugnissen), die alle in innerem Zusammenhang mit dieser Privilegierung stehen. — Aber auch Städte- und Länderkommunen, die, als Gesamtheit gesehen, fürstlichen Herrschaften näher standen als man denkt (beispielsweise die freie Reichsstadt Zürich mit ihrem Untertanengebiet) sorgten im Anwachsen verselbständiger Reichsrechte und aus dem Bedürfnis nach Ordnung und Neuordnung der innerpolitischen Verhältnisse für ihr sicheres Gewölbe, ihr Archiv. — Die Archive waren in höherem Maße als heute Arsenal für den Streit in Form des Prozesses; sie lieferten das Material zur Beweisführung. Der Sieg neigte sich stets auf die Seite des ältern verbrieften Rechts. — Als die französische Revolution in ihrer Forderung nach Rechtsgleichheit aller Bürger mit den Privilegien aufräumte, bekamen die Archive einen wesentlich anderen Sinn und damit auch ein anderes Gesicht. Während früher nur einzelne, Bevorzugte, für ihre meist amtliche oder halbamtliche Geschichtsschreibung oder Prozeßführung Einlaß in die Archive fanden (denken wir an unsere städtischen Chronisten), taten sie sich nun grundsätzlich jedem Bürger auf. Zur praktischen Verwertung der Archivbestände war und ist allerdings die sichtende und ordnende Vorarbeit der Archivare und ihrer Gehilfen unerlässlich. Nur unter dieser Voraussetzung kann das, was Generationen des Aufbewahrens im Archive würdig hielten, in solchem Maße lebendig bleiben, als es in wissenschaftlicher Durchforschung zum Verständnis des ununterbrochenen Geschichtsverlaufs beizutragen vermag. Erst durch rege Benützung wird das Archiv zu einem berechtigten Gliede innerhalb des lebendigen Betriebes der Gegenwart. Archiv ans Licht!

O. M.

sind! Jetzt schämt sich dieser in seinem Fach wirklich bedeutende Mensch vor einem alten Esel, weil er den Kognak nicht zu würdigen versteht.

Ein junger Mann trat zu ihnen.

«Kommt Fräulein Marga nicht, gnädige Frau?» fragte er.

«Ich weiß nicht», entgegnete die Hausfrau. «Sie wollte kommen.»

«Richtig», rief Scholz, «das hatte ich ja ganz vergessen. Ich soll dir von Marga ausrichten, daß sie sich entschuldigen läßt. Sie ist für eine Woche nach Partenkirchen gefahren, um sich ein wenig zu erholen.»

«Komisch», meinte der junge Mann, der offensichtlich zu Margas Verehrern gehörte. «Als ich vorhin an ihrer Wohnung vorbeikam, brannte im Wohnzimmer Licht.»

Scholz lachte.

«Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse. Ihr Mädchen wird sich jemanden eingeladen haben.»

Er griff abermal nach der Kognakflasche und schüttete wieder, zur erneuten Empörung des Grafen, das erlauchte Getränk hinunter, als ob es irgendein Fusel sei.

*

Auf dem Heimweg hatte Brand noch ein seltsames Erlebnis. Er mußte an dem großen grauen Haus vorüber, in dem Marga Scholz eine Vierzimmerwohnung hatte. Vor dem Haus stand ein grünes Auto, und in das grüne Auto huschte eine schlanke Frauengestalt in einem Hermelinpelz. Dela! Was suchte sie hier? Sein Erstaunen wurde noch größer, als die Frau sich auf dem Führersitz niederließ. Dela, die zwar einen Führerschein besaß, aber nie den Mut aufbrachte, in der Stadt zu fahren; vor allem nicht, wenn sie allein war!

Und was hatte sie bei Marga, die doch gar nicht in München war, gewollt?

Er ging rasch näher, aber er kam zu spät, um Dela zu fragen. Das Auto hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und raste mit erschreckender Geschwindigkeit die verödete Straße entlang.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Briefe, eine Ansichtskarte und zwei Telegramme.

Die Morgenpost brachte Hugo Brand endlich den erwarteten Brief des Pfarrers; aber das Schreiben war völlig unbefriedigend. Auf zwei Seiten erging der alte Mann sich in Selbstanklagen, weil er Doktor Mühlmanns Vortrag verschlafen und diese günstige Gelegenheit verpaßt hatte. Auf der dritten Seite erklärte er plötzlich, ohne Uebergang, mit einer zittrigen Schrift, der man die Aufregung ansah, es sei ja doch kein besonderes Unglück; Doktor Mühlmann sei bestimmt nicht der Schuldige und was die Worte seiner Frau anbelange, denen Hugo Brand so große Bedeutung beimesse, so bezögen sie sich auf etwas ganz anderes, etwas, das zwar eine Sünde, aber noch lange kein Verbrechen sei.

Der Brief schloß ganz plötzlich, als habe jemand oder etwas den Pfarrer am Weiterschreiben gehindert. Sogar die Unterschrift hatte er vergessen.

Hugo Brand runzelte die Stirn. Da war etwas nicht in Ordnung. Stellte der Alte auf eigene Faust Nachforschungen an? Begab er sich leichtsinnig, nur von dem einen Gedanken besessen, in Gefahr? Hatte ihm die eine Revolverkugel nicht genügt?

Brand dachte an den Riesen, der am vorhergegangenen Abend mit ihm Streit hatte anfangen wollen, und fühlte ehrliebe Besorgnis um den schwachen alten Mann, der vielleicht nicht recht begriff, mit welchem unerbittlichen Gegner er den Kampf aufgenommen hatte. Er mußte den Pfarrer daran hindern, eine Dummheit zu begehen. Andererseits konnte er nun schon den Eigensinn des Alten und wußte, ein Brief würde nicht genügen.

«Noch eine Reise», brummte er seufzend vor sich hin. «Werde ich denn nie mehr zur Ruhe kommen? Aber es läßt sich nicht vermeiden.»

Er setzte ein Telegramm an den Pfarrer auf:

«Eintreffen morgen Samstagabend.»

Dann klingelte er der Putzfrau und bat sie, das Telegramm sofort aufzugeben.

Nachher setzte er sich an den Frühstückstisch, goß sich Kaffee ein, biß in ein Brötchen und sortierte uninteressiert die weitere Post. Er hatte auf den ersten Blick gesehen, daß sich unter ihr kein Brief von Dela Scholz befand.

Das erste Schreiben, das er aus dem Stoß hervorzog, war ein billiger grüner Umschlag. Die Adresse war mit ungelungenen Buchstaben geschrieben.

Ein Bettelbrief, dachte Hugo Brand und riß den Umschlag auf.

Aber er hatte sich geirrt. Er las den Brief einmal und dann, mit steigender Aufregung, noch ein zweites Mal.

«Sehr geehrter Herr Brand,

Sie haben mich gestern abend schwer beleidigt, indem Sie mich für so eine gehalten haben. Ich bin ein anständiges Mädchen und wollte nichts Unrechtes von Ihnen. Aber die gnädige Frau hat mir gesagt, ich soll Ihnen sagen, daß sie sich in Gefahr befindet und deshalb bin ich auf Knall und Fall entlassen worden, obwohl ich mir

(Fortsetzung Seite 764)

nichts zuschulden habe kommen lassen, was sich auch beim Arbeitsgericht herausstellen wird.

Sehr geehrter Herr Brand, nicht ich bin die Verbrecherin, ein ganz anderer tut etwas Böses, und Sie müssen der armen gnädigen Frau helfen. Aber natürlich, die Herrschaften dürfen alles tun, da kräht kein Hahn danach, das sagt auch mein Freund immer, der in der Arbeiterjugend organisiert ist.

Die arme gnädige Frau hat vor Angst nicht mehr aus noch ein gewußt und wie die Pflegerin einmal mittags geschlafen hat, ist sie zu mir in die Küche gekommen, wo ich gespült habe und hat mich flehentlich gebeten, zu Ihnen zu gehen. Ich konnte es aber nicht gleich tun, weil ich erst nächsten Sonntag Ausgang habe und die Köchin streng darauf sieht, daß ich abends nicht ausgehe.

Der gnädige Herr hat sie gehalten wie eine Gefangene, und die Schwester hat sie keinen Augenblick allein gelassen. Und auch dieses Fräulein Marga, — ich will ja niemand verleumden, aber daß die was mit dem gnädigen Herrn hat, das sieht ein Kind — ist immer dagesteckt.

Und am Mittwoch früh hat der gnädige Herr die ganze Dienerschaft gerufen. Er war sehr blaß und seine Stimme hat gezittert und er hat gesagt: «Gestern nacht ist etwas sehr Trauriges vorgefallen. Ich mußte die gnädige Frau in eine Nervenheilanstalt bringen. Sie war nicht mehr zu rechnungsfähig. Ich möchte Sie nun alle bitten, nichts darüber zu sagen, weil es für die gnädige Frau sehr peinlich sein würde, wenn ihre Bekannten das erführen. Ich hoffe, daß es nur vorübergehend ist und wir die gnädige Frau bald wieder daheim haben werden.»

Die andern haben alle geschwiegen, weil sie vor dem gnädigen Herrn Angst haben, aber mir ist die Zunge durchgegangen, und ich habe gesagt:

«Die gnädige Frau ist nicht verrückt, das weiß ich ganz genau.»

Und eine halbe Stunde darauf war ich entlassen. Aber da hat das Arbeitsgericht auch noch mitzureden.

Und später hat der gnädige Herr im Zimmer der gnädigen Frau gekramt und ist mit einem großen Paket herausgekommen und fortgefahren.

Ich bitte Sie nun, sehr geehrter Herr Brand, etwas zu tun, um der armen gnädigen Frau zu helfen. Sie ist bestimmt nicht verrückt, sie hat ganz vernünftig mit mir gesprochen.

Ich glaube, daß auch Herr und Frau Weiner nichts von der Sache wissen, weil ich gehört habe, wie der gnädige Herr Donnerstags früh am Telefon gesagt hat: «Ja, liebe Mama, Dela fühlt sich viel wohler. Vielleicht kommt sie heute abend mit zu deinem Empfang.»

Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Brand, mich nicht zu verraten, ich weiß sehr gut, was einem armen Mädchen

geschehen kann, das die Pläne der Mächtigen vereitelt, das sieht man ja immer im Kino.

Hochachtungsvoll ergebenst

Veronika Hofer.»

Hugo Brand schob die Kaffeetasse fort und legte das halbe Brötchen auf den Teller zurück. Der Appetit war ihm vergangen.

Mittwoch früh hatte das Mädchen geschrieben, und am Donnerstag hatte er Dela zweimal gesehen, einmal zusammen mit ihrem Mann und einmal allein, vor Margas Wohnung.

Er las den Brief noch ein drittes Mal. Jedes Wort klang wahr, Veronika Hofer, wer immer sie sein mochte, hatte bestimmt nichts erfunden. Dela Scholz war fortgebracht worden. Wohin? Wirklich in eine Nervenheilanstalt? Oder? Nein, das würde Scholz nicht wagen. Es erschien überhaupt unbegreiflich, daß er sie fortließ. Aber hatte er sie fortgelassen? Hatten ihn, Brand, seine Augen betrogen, als er Dela im Auto gesehen? Und nun fiel ihm wieder das seltsame Gefühl ein, das er als Phantasterei abgetan hatte. Die Gebärde von Delas winkender Hand. Er sah die Hand in dem braunen Wildlederhandschuh, sie winkte, winkte, und . . . Ja, jetzt wußte er, was ihm aufgefallen war . . . Die Hand war größer, schwerer gewesen, als Delas winzige Hände, war die Hand einer größeren Frau gewesen. Ein Satz des Briefes fiel ihm ein: «Und auch dieses Fräulein Marga.» Auch Marga Scholz hat schlanke hübsche Hände, aber größere, kräftigere, als Dela. Eigentlich hat er ja nur den Pelz erkannt, den berühmten Hermelinpelz, und den kleinen Hermelinmuff. Wenn eine andere diesen Pelz getragen hat? Wenn Scholz damit gerechnet hat, daß das Auto in raschem Tempo durch die Straßen fährt und etwaige Bekannte nur den Pelz sehen?

Und nun fiel ihm noch etwas anderes ein. Er hörte die Stimme des alten Grafen, der Scholz vorwarf, den erlauchten Kognak nicht richtig zu würdigen. Scholz, der sonst peinlich darauf achtete, in allem den Aristokraten nachzuäffen. Er hatte den Kognak gebraucht, um seine Nerven zu stärken, deshalb hatte er ihn so rasch hinabgeschüttet.

Und Marga, die plötzlich nach Partenkirchen gefahren ist und in deren Zimmer trotzdem Licht gebrannt hat . . .

Partenkirchen . . . Er erinnerte sich, vor einigen Tagen von dort eine Ansichtskarte erhalten zu haben, von einem Freund, der hingefahren war, um Ski zu laufen.

Er setzte ein zweites Telegramm auf.

«Bitte feststellen, ob ein Fräulein Marga Scholz in Partenkirchen ist.»

(Fortsetzung folgt)

Wir
zahlen Ihnen
100
FRANKEN
an
Ihre Ferien!

So heißt die von unserer Administration veranstaltete neue, interessante Preis-aufgabe. Die Teilnahmebedingungen sind auf Seite 778, unter der Rubrik „Ferien in der Heimat“, angegeben

DIE ZEITEN ÄNDERN SICH...

ABER
LAURENS "ROT"
FESSELT SEIT 20 JAHREN
DIE TREUE DER KENNER